

Martin Peichl

IN EINER  
KOMPLIZIERTEN  
BEZIEHUNG  
MIT ÖSTERREICH

kreimayr  
noirehps

Martin Peichl

IN EINER  
KOMPLIZIERTEN  
BEZIEHUNG  
MIT ÖSTERREICH

*Es sind die Wenigsten von uns, die in unkomplizierten,  
dauerhaften, ungestörten Verhältnissen leben.*

*Wir sollten nur warnen vor uns.*

*Wird man deinem Buch die Schwierigkeiten anmerken,  
die mit deinem Buch nichts zu tun haben, aber in denen  
du jetzt lebst?*

JÜRGEN BECKER

*manchmal weiß ich nicht mehr, wo mein Bett ist*

FRIEDERIKE MAYRÖCKER

*BOOM BOOM BOOM BOOM*

*I want you in my room*

*let's spend the night together*

*from now until forever*

VENGABOYS

AB UND ZU

ZIEHT ES MICH

ZU DIR HIN

A LOVE STORY

## Tal ohne Schluss

Marta erzählt vom Schweineblut. Sie zündet sich die fünfte Zigarette an, bläst den Rauch seitlich durch ihre extra für heute rot geschminkten Lippen und erzählt vom Schweineblut, das im Innenhof durch die Ritzen geronnen ist, sich an regnerischen Tagen mit dem Regenwasser vermengt hat und dann noch schneller geflossen ist, sie erzählt vom Schweineblutgeruch, der sich mit dem Kaffeegeruch, der sich mit dem Apfelstrudelgeruch aus der Küche vermischt hat. Marta greift nach dem Weinglas, nimmt einen großen Schluck und erzählt von den Fingern ihres Halbbruders, von seinen acht Fingern, weil zwei hat der Ferdi bei einem Unfall mit der Kreissäge verloren, sie sagt, dass an den Fingern ihres Halbbruders, den acht Ferdi-Fingern, manchmal noch Schweineblut geklebt hat, wenn er sich zum Essen an den Küchentisch gesetzt hat, und ich und die anderen wissen, was als Nächstes kommt, dass sie als Nächstes erzählen wird, wie eines Tages auch ihr Blut an den Ferdi-Fingern geklebt hat, am Mittelfinger und am Ringfinger seiner rechten Hand, und auch teilweise am Stumpf daneben, Martas Blut.

Nur einmal kurz probieren, hat der Ferdi gesagt, alle anderen machen das auch, da ist nichts dabei, die Marta soll sich nicht so anstellen, nur ganz kurz, hat er gesagt und seine linke Hand auf ihren Mund gepresst und die rechte unter ihren Rock geschoben, fünf Ferdi-Finger auf Martas Lippen, damit sie nicht schreit, die anderen drei unter Martas Rock, in Martas Unterhose, ein Finger, dann ein zweiter: in Marta. Und der Ferdi, der hat gegrunzt – vielleicht nur in ihrem Kopf, vielleicht aber auch tatsächlich. Sie hat nie verstanden, sagt Marta, und sie wird nie verstehen, warum sich Menschen in Beziehungen gegenseitig Tiernamen geben, sie kann sich das nur so erklären, sagt Marta und dämpft die Zigarette aus, drückt sie fest in den Aschenbecher hinein und schenkt sich noch Wein nach, sie kann sich das tatsächlich nur so erklären, dass das aus tiefer Verachtung und aus tiefstem Hass heraus passiert, wenn man seinen Partner »Mausi« nennt oder »Hase«. Sie will gar nicht wissen, wie es in den Schlafzimmern dieser Menschen zugeht.

Wenn sie jetzt an den Ferdi denkt, sagt Marta, und das Weinglas ist schon fast wieder leer, dann denkt sie auch an das Geräusch der Kreissäge und wie oft sie sich vorgestellt hat, Ferdis Drei-Finger-Hand zu nehmen und so lange in das rotierende Sägeblatt hineinzuhalten, bis nur mehr Knochen übrig sind, bis das Ferdi-Blut im Innenhof durch die Ritzen rinnt, so lange, bis endlich die Wolken brechen und es zu regnen beginnt, und im Stall die Schweine: so laut, dass niemand den Ferdi schreien hört. Was wohl aus ihm geworden ist, denken wir, aber niemand spricht die Frage aus, lieber noch eine Runde Schnaps,

und wir werden ganz still, nur draußen rauscht der Wind in den Bäumen und in uns drinnen das Blut: rauscht, stockt, rauscht weiter.

Dass sie im Löschteich schwimmen gelernt hat, erzählt uns Marta, dass ihr Stiefvater vor ihren Augen zwei Schwimmflügel aufgeblasen hat mit seinem Wirtshausatem, dass er ihr die Schwimmflügel über ihre dünnen Kinderarme gezogen hat, dass sie immer noch nicht das dabei entstehende Geräusch beschreiben kann, dass sie sich zuerst die Ohren zuhalten wollte, dann aus Angst vor dem Stiefvater und seinen ausrutschenden Händen aber ganz still gestanden ist, dass sie auch ganz stillgehalten hat, als er sie dann hoch und über den Zaun des Löschteichs gehoben, sie in das Wasser hineingetaucht hat, mit den Zehenspitzen zuerst und ganz langsam, als würde er einen Teebeutel in brennheißes Wasser gleiten lassen, sagt Marta, dass er sie also ganz langsam in das Löschteichwasser getunkt hat, daran kann sich Marta noch erinnern. Aber nicht daran: wie sie schwimmen gelernt hat.

Im Winter war der Löschteich meistens zugefroren und sie konnten darauf Schlittschuhlaufen. Am Heiligen Abend, sagt Marta, immer das gleiche Ritual: Sie ruft die Nachbarstochter an, die ein Jahr jüngere Babsi, und sie erzählen sich am Telefon, wie brav das Christkind bei ihnen gewesen ist und wie groß und bunt die Packerl und wie groß und bunt der Christbaum, bis der Stiefvater kommt, seinen Schatten auf die Wählscheibe wirft und sagt, das war jetzt aber lange genug und dass sie keinen Geldscheißer haben, auch nicht zu Weihnachten.



Wenn Marta ans Land denkt, an ihre Kindheit und Schulzeit, dann immer auch an den Postbus, der damals, es war ein Tag im Februar, vermutet Marta, als der Postbus, fast ausschließlich gefüllt mit Schulkindern, bei Glatteis ins Schlittern geraten und ganz langsam, im Zeitlupentempo, in den Straßengraben gerutscht ist. Schultaschen sind durch den Bus geflogen, Hausübungshefte, aus denen gerade noch abgeschrieben worden ist, sind durch die Luft geflattert, eine Stimmung wie auf der Titanic, sagt Marta, zumindest stellt sie sich so die Stimmung auf einem sinkenden Schiff vor, und sie weiß noch, wie sie den Atem angehalten hat, als würde sie gleich unter Wasser getaucht werden, in ihr drinnen: eine unbestimmte, aber direkt unter der Haut spürbare Vorfreude auf die von ihr erwartete Katastrophe, und dann die Enttäuschung, weil der Bus einfach nur hängengeblieben, steckengeblieben ist in dieser Schräglage, kein Splittern von Glas, kein Blut, das ihr ins Gesicht gespritzt ist, keine offenen Brüche oder zerquetschten Körper, einfach nur ein Postbus, der bei Glatteis von der Fahrbahn abgekommen und in den Straßengraben hineingerutscht ist, an einem Wintertag, vielleicht im Februar.

Auf der Hochzeit vom Steinkogler Lukas, erzählt Marta, der damals im selben Bus gesessen ist, wahrscheinlich muss sie deshalb jetzt an ihn denken, auf der Hochzeit vom »Stony«, wie ihn seine Schulfreunde noch immer nennen, hat sie auf einmal das Bedürfnis gehabt, alle Schaumrollen, die im Speisesaal auf den Tischen verteilt angerichtet waren, es war ein heißer Sommertag im Burgenland, warum heiraten eigentlich alle ihre Freunde und Freundinnen im Burgenland, hat Marta

sich gefragt, ein heißer Samstag im Burgenland, circa 35 Grad, schätzt Marta, jedenfalls plötzlich die Idee, nein: das alles andere betäubende Verlangen, sämtliche Schaumrollen zu essen, als wäre es ein Spiel, dessen Regeln nur sie kennt, also ist sie von Tisch zu Tisch, hat die Gäste in Gespräche verwickelt, hat ihr Glas mit Weißwein mitgenommen, hat immer wieder nachgefüllt, randvoll, bis zum Anschlag, sagt Marta, dabei hat sie an ihren Physiklehrer denken müssen, der ihnen das Gesetz der Kohäsion erklärt hat, und mit jedem Mal Einschenken hat Marta die Grenzen dieses Naturgesetzes ausgelotet, das Glas immer mit dabei, von Tisch zu Tisch, ein Gesprächsthema belangloser als das andere, und sie ist auch nur so lange geblieben, bis sie alle Schaumrollen aufgegessen hatte, zwei, drei Bissen Schaumrolle, zwei, drei Schluck Wein, RINSE AND REPEAT, weiter zum nächsten Tisch, Gespräche über das Kleid der Braut, über das Wetter, die schöne Location, weiter zum nächsten, dazwischen das Brautstraußfangen, da war ihr schon ein wenig schlecht von den Schaumrollen, muss Marta zugeben, und hätte sie nicht schon so viele gegessen gehabt, wer weiß, vielleicht wäre sie dann zwei, drei Zentimeter höher gesprungen, dann hätte sie den Strauß gefangen und nicht die Wagner Susi. Marta schenkt sich nach, wir denken an Kohäsion, Marta trinkt, sie kann sich nicht mehr erinnern, wie viele Schaumrollen insgesamt oder wie viele Gläser Wein, nur noch daran, dass sie irgendwann mit dem Renner Georg im Klo gestanden ist und er seine Hose aufgemacht hat, eine Schaumrolle mehr oder weniger ist auch schon wurscht, hat Marta sich gedacht und sich umgedreht und das Kleid nach oben geschoben, am nächsten Tag dann die Pille danach, gar nicht so leicht im

Burgenland an einem Sonntag, sagt Marta, wir nicken, das können wir uns gut vorstellen, die reinste Odyssee, und wenn sie jetzt irgendwo Schaumrollen sieht, dann sieht sie noch immer den Brautstrauß an ihr vorbeisegeln, ganz knapp. An den Renner Georg hingegen denkt sie kaum noch.

Marta geht zum Kühlschrank, ob sie uns auch was mitbringen soll, wir bejahen, wir leeren die Aschenbecher, räumen ein paar Weinflaschen vom Tisch. Als Marta zurückkommt, erzählt sie von Jakob, und wir versuchen nicht mit den Augen zu rollen, wir versuchen auch nicht zu laut auszuatmen, als sie ihn erwähnt, wir wissen nicht, was wir schlimmer finden: die Ferdi-Geschichten oder die Jakob-Geschichten, sie erzählt, dass Jakob neuerdings in seinem Kalender die Tage markiert, an denen er keinen Alkohol getrunken hat, da notiert er dann »KA« als Abkürzung für »Keinen Alkohol«, erzählt Marta und bemerkt unsere Blicke nicht oder ignoriert sie, als sie weitererzählt, dass Jakob außerdem angefangen hat, jene Tage zu markieren, an denen er kein Fleisch gegessen hat, das mit dem Alkohol macht er ja hauptsächlich für sich selbst, vielleicht auch ein wenig für Marta, aber sie kann nicht mit Sicherheit sagen, wie groß ihr Anteil daran ist, weil endlich weniger trinken, soll Jakob gesagt haben, das mit dem Alkohol macht er also hauptsächlich für sich selbst, aber das mit den fleischfreien Tagen, das macht er für die Umwelt, weil – so Jakob laut Marta – es sich einfach nicht ausgeht, es sich auch gar nicht ausgehen kann, wenn wir derart weitermachen mit den Ressourcen, und der Fleischkonsum – wir hören Jakobs Stimme dabei – ist ein einziger Wahnsinn, diese Tötungs- und Fleischverzehrmaschinerie,

die wir mit allen Mitteln und gegen jede Vernunft am Laufen halten, ist ja nicht nur tier-, sondern in weiterer Folge auch menschenverachtend, wie überhaupt unser ganzes kapitalistisches System menschenverachtend ist, aber manchmal, erzählt Marta, trinkt Jakob dann doch wieder, es sind gar nicht wenige Tage in seinem Kalender, sagt sie, an denen kein »KA« steht, und das eine führt dann meist zum anderen, also zuerst ein paar Bier und dann der leichte, später der mittelschwere Rausch und schon kommt der Hunger, dann ist der Weg zum Würstelstand nicht weit und am nächsten Tag manchmal ein Reparatur-Seidl gegen den Kater und dann wieder kein »KA« in seinem Kalender. Wenn er getrunken hat, dann will Jakob aber nicht nur Fleisch, dann will er auch Sex, und Marta weiß nie genau, wo er sich den dann holt, sicher nicht immer bei ihr, deshalb auch noch immer keine gemeinsame Wohnung, und wahrscheinlich wird sie kinderlos bleiben, was laut ihrer Frauenärztin eine Verschwendung wäre, »tipptopp« hat diese bei ihrer letzten Untersuchung gesagt und ihre Gebärmutter damit gemeint, die reinste Verschwendung jedenfalls, wenn Marta keine Kinder bekommt, so oder so ähnlich hat das ihre Frauenärztin formuliert, wobei, auch daran hat Marta schon gedacht, sie könnte natürlich einfach die Pille absetzen oder sie sucht sich einen anderen, einen, der weniger trinkt, von ihr aus kann er auch Fleisch essen, aber trinken soll er nicht so viel und weniger oft mit anderen Frauen, darauf stoßen wir an, vielleicht auch auf Martas Gebärmutter, ganz sicher auf die Vorstellung, dass sie mit Jakob Schluss macht.

Einmal hat er ihr eine tote Katze ins Bett gelegt, ob sie uns das schon erzählt hat, fragt Marta, also nicht Jakob, sondern der Ferdi, die Katze, die er am Nachmittag mit seinem Moped überfahren hat, ein schwarz-weißes Knäuel zwischen gelbem Löwenzahn und dem Grün der Wiese. Und der Ferdi, so stellt es sich Marta vor, muss die Katze in seinen Rucksack zu seinen Badesachen gestopft haben, und das Blut der überfahrenen Katze hat sich vermischt mit dem Teichwasser, das aus Ferdis restfeuchter Badehose getropft ist, und dann ist er weitergefahren, über den Feldweg, vorbei an Kukuruzfeldern und den Bienenstöcken der Nachbarn, bis in den Hof hinein. Wann genau er in Martas Zimmer gegangen ist, um die Katze in ihr Bett zu legen, weiß sie nicht. Sie kann sich nur noch erinnern, dass sie im Dunkeln auf einmal das Fell ertastet hat, aber es nicht warm war wie sonst, an ihre Hand, die über das eingetrocknete Katzenblut streichelt.

Einreiben, sagt Marta, als sie bemerkt, dass es draußen zu schneien begonnen hat, ist ein arges Wort, die Kanadier sagen SNOW JOB dazu, ob wir das gewusst haben, SNOW JOB klingt fast noch ärger, findet Marta. Als Kind hat sie sich nicht viel dabei gedacht, wenn der Ferdi sie mit Schnee eingerieben hat, wenn er ihr den Schnee an ihrem Schal vorbei bis in den Kragen ihres Pullovers hineingedrückt hat, wenn er in ihre Schneehöhle hineingerobbt ist und sie zum Einstürzen gebracht hat, die Schneehöhle, die Marta einen ganzen Vormittag lang gegraben hat, manchmal auch ein ganzes Schneehöhlensystem mit einer Haupthöhle und zwei, drei kleineren, mit Abzweigungen und Luftlöchern, aber dann ist der Ferdi gekommen und alles

ist eingestürzt, und er hat sie eingerieben, sagt Marta, bis ihre Haut ganz rot, bis ihre Haut fast taub, und dass sie jetzt auch an Ferdis Schneemänner denken muss, denen immer Körperteile gefehlt haben, ganze Arme oder beide Augen, fast immer ein Mund, sie kann sich nicht daran erinnern, dass der Ferdi jemals einen Schneemann gebaut hat, der nicht irgendwie verstümmelt gewesen ist, und sie weiß noch, dass sie manchmal versucht hat, die Schneemänner zu reparieren, dann hat sie heimlich die fehlenden Gliedmaßen ergänzt oder ihnen Augen aus Kohlestücken, eine Nase aus einem Zweig gebastelt, vielleicht hängt sie auch deshalb so an Jakob, sagt Marta, im Licht der Straßenlaterne direkt vorm Fenster: große, weiche Flocken, sie scheinen nach oben zu fliegen mit dem Wind.

Marta will nichts davon wissen, wenn wir ihr sagen, sie hat etwas Besseres verdient, sie sagt, was soll sie machen, wenn sie sich nicht verliebt, sie hat sich bei diversen Dating-Plattformen angemeldet, hat sogar ein paar der Männer getroffen, wir schenken ein, wir heben die Schnapsgläser, weil sie auf uns gehört, weil sie unseren Rat befolgt hat, stoßen an, Prost, sagen wir, einen Dominik zum Beispiel, erzählt Marta, einen Dominik, 34, der sie treffen wollte, um seine größte sexuelle Fantasie auszuleben, seine größte sexuelle Fantasie endlich in die Tat umzusetzen, wie er es genannt hat, und Marta sollte ihm dabei helfen, das wollte sie natürlich unterstützen, sagt sie, der arme Dominik, hat mit Mitte dreißig noch nie seinen größten sexuellen Wunsch erfüllt bekommen, also haben sie sich getroffen, mitten in der Nacht in seiner Wohnung, die Wohnung war nicht weiter verdächtig, ein paar Brettspiele zu

viel vielleicht, hat Marta sich gedacht, aber sonst keine Auffälligkeiten, und nach ein paar Drinks war besagter Dominik bereit, seine Fantasie mit ihr zu teilen, er würde Marta gerne von hinten, also genau genommen: in den Arsch ficken, er hat auch extra Gleitgel gekauft, er wird auch ganz vorsichtig sein, versprochen, zuerst nur die Spitze zum Beispiel, und Marta hat in aller Ruhe ausgetrunken und dann musste sie doch lachen, woraufhin er wütend geworden ist, warum sie ihm das antut, ob sie ihn für einen perversen Freak hält, es ist doch ganz normal, so etwas wie Analsex ausprobieren zu wollen, aber Marta ist einfach nur aufgestanden und hat ihn fest umarmt, ein wenig kumpelhaft vielleicht, hat ihm dreimal auf den Rücken geklopft, hat ihre Jacke und ihre Handtasche geschnappt und ist raus aus der Wohnung, er hat ihr noch im Stiegenhaus nachgerufen, sie als Hure beschimpft, erzählt Marta und sagt, dass sie seit diesem Dominik-Vorfall glaubt zu wissen, was Männer meinen, wenn sie von sexuellen Fantasien sprechen, dann wollen sie dich in den Arsch ficken, sehr fantasievoll, oder statt ins Kondom auf deinen Bauch abspritzen oder ins Gesicht, voll fantasievoll, oder sie wollen Sex auf der Dachterrasse, unglaublich fantasievoll, sagt Marta, und mittlerweile ist sie sich ziemlich sicher, eigentlich vollends davon überzeugt, dass Männer keine Fantasie besitzen, ganz sicher keine sexuelle, und Männer mit Dachgeschoßwohnungen die fantasielosesten überhaupt sind.

Wir schenken Wein nach, wir schenken Schnaps nach, überlegen kurz, in welchem Stock Jakob wohnt, wir wollen wissen, was sie denn gerne erleben, gerne ausprobieren würde, und

Marta muss nicht lange überlegen, sie würde gerne in einer öffentlichen Bücherei Sex haben, sagt sie, aber zuvor, als Vorspiel quasi, gemeinsam einen Haufen Bücher aussuchen, also vor dem Sex würden sie und ihr Partner durch die Bücherei gehen und Bücher aus den Regalen holen, die sie gerne gelesen hätten, immer schon lesen wollten, aber nicht dazu gekommen sind, Marta zum Beispiel würde den *Mann ohne Eigenschaften* auswählen und *Infinite Jest*, vielleicht auch *Moby Dick*, dann würden sie sich gegenseitig aus den Büchern vorlesen, vielleicht sogar ein paar Sätze mit Bleistift unterstreichen, mal ganz sanft und dann wieder so fest, dass die Striche ganz tief in das Papier eindringen, und anschließend auf dem Bücherhaufen Sex haben, wie genau, das ist zweitrangig, sagt Marta, aber seine und ihre Körperflüssigkeiten würden in die offenen Bücher rinnen und die Seiten verkleben, sich vielleicht sogar mit den zuvor gezogenen Bleistiftlinien vermischen, und sie würden die Bücher wieder zurück in die Regale räumen, sie die von ihm ausgewählten und er die von ihr ausgewählten, sich die Signaturen und die Standorte der Bücher merken, auf diesen Teil freut sie sich am meisten, sagt Marta, das langsame Zurückstellen der Bücher, und ihr gefällt die Vorstellung, dass sich irgendwann jemand eines dieser Bücher ausborgt, in dem sie, in dem er, in dem sie gemeinsam kleben. Dieser Gedanke erregt sie sehr, sagt Marta und trinkt von ihrem Wein. Es ist kein Wunder, denken wir, dass Marta ihren E-Reader wieder verkauft hat, es ist wirklich kein Wunder.

Komisch, sagt Marta und zündet sich die nächste Zigarette an, aber manchmal fragt sie sich, was er jetzt wohl macht, der



Ferdi, und ob etwas aus ihm geworden ist, wie man so schön sagt, das fragt sie sich dann doch immer wieder. Dass sie einmal vor ein, vielleicht zwei Jahren am Hof vorbeigefahren, aber nicht ausgestiegen ist. Sie hat sich nicht überwinden können, das Auto zu verlassen, und wenn sie ganz ehrlich ist, hat sie es nicht einmal geschafft, anzuhalten, sie ist im Schrittempo und mit heruntergelassenem Fenster am Hof vorbeigefahren, es muss später Nachmittag gewesen sein, vom Nachbargrundstück das Geräusch einer Kreissäge, vielleicht auch nur: das Geräusch der Melkmaschinen, und Martas Angst, der Ferdi könnte jeden Moment im Hoftor auftauchen, und also ist sie aufs Gas gestiegen, hat beschleunigt auf circa 70 km/h im Ortsgebiet, wäre fast in einen Traktor, nein: in einen Mähdröschler hinein, und erst auf der Landstraße, sagt Marta, hat sie wieder Luft bekommen und musste stehen bleiben, weil ihr so schlecht gewesen ist von der Vorstellung, der Ferdi würde im Hoftor auftauchen und langsam auf ihr Auto zugehen und mit seiner Drei-Finger-Hand die Beifahrertür aufmachen. Marta zieht ein letztes Mal an der Zigarette, ihr Blick fällt in das leere Schnapsglas. Ihr Blick geht dort ein wenig unter.

WIR LIEBEN  
UNS MIT  
MESSER GABEL  
SCHERE LICHT

## Der Kessler-Effekt

Jelena steht vor dem Spiegel, ich in der Badezimmertür. Vor fünf Minuten hat sie mir noch erklärt, dass ich nicht verwechseln darf, was wir sind, was ich bin: ein Zusatzprodukt (kein Ersatz, kein Zweitgerät, kein Plan B), ein lieb gewonnenes, sicher, mit einem Ausschaltknopf, mit mehreren vielleicht, mit einem Stromsparmodus, mit Updates, die sie nicht immer sofort installiert, einem Abbrechen-Knopf auch irgendwo, ganz sicher, ein abbestellbares Zusatzprodukt mit einer nicht weiter definierten Kündigungsfrist.

Jetzt schweigen wir. Jelena in ihrer Muttersprache, ich in meiner. An guten Tagen würde mir Jelena 3 von 5 Sternen auf Amazon geben. An schlechten Tagen ist ihr Kosename für mich FELER.

Sie schickt mich in die Apotheke. Dort gibt es Schmerzmittel, die man einfach so bekommt, und Schmerzmittel, für die man ein Rezept braucht. Ich weiß, die Tatsache, dass das Wort »Rezept« für zwei so unterschiedliche Dinge wie die Vanillekipferl zu Weihnachten und rektal einzuführende Zäpfchen verwendet wird, irritiert Jelena. Ich kaufe außerdem Tape, für den Fall, dass sie wieder einmal nicht schlafen kann und ich

sie so fest in buntes Tape einwickle, bis ihr die Augen zufallen, und ich sie erst am Morgen mit einer Schere befreie, ganz vorsichtig, ihren Körper auspacke wie ein Paket, auf dem in Blockbuchstaben FRAGILE steht.

Während ich auf dem Weg zurück zur Wohnung bin, steht Jelena vielleicht noch immer im Badezimmer. Wie viele Jahre sie schon die gleichen Hautcremes und Haarshampoos kauft, denke ich, mit nur minimalen Variationen, dass sie nie weiß, was sie mit meinem halb leeren Duschgel machen soll, wenn wieder einmal Schluss ist, dass sie mir vielleicht nie erzählen wird, dass sie meine Zahnbürste in den Müllsack gesteckt und kurz darauf wieder herausgeholt, dass sie sie einfach zurückgestellt hat in den Zahnputzbecher, so getan hat, als wäre nichts passiert.

Manchmal stelle ich mir Jelena als Tatort-Reinigerin vor. Was wir schon alles im Waschbecken runtergespült haben: Haare, Fingernägel, Blut, DNA-Proben, genug für ein zweites Leben, eine zweite Existenz, vielleicht: eine Version von uns auf Werkseinstellung.

Ich nehme die Wäsche mit aus der Waschküche, denke an Jelenas Kellerabteil, an die Kisten, die sie schon seit zwei Umzügen nicht ausgepackt hat. Darin verstaut: ein anderes Leben, eine DIFFICULT TO RETURN ZONE, Erinnerungen, zersplittert und zerfranst. Und ich denke an einen Tag im Sommer: Jelena wollte mich nicht mit in ihre Wohnung nehmen, nicht schon wieder, also sind wir in den Keller, und ich habe ihren Rock

nach oben geschoben und sie von hinten genommen, bis sie gekommen, bis ich gekommen bin, bis mein Sperma auf den Boden zwischen zwei Kellerabteilen getropft ist, und ich will wissen, ob man Erinnerungen befruchten, schwängern oder zumindest mit Geschlechtskrankheiten anstecken kann.

Von der Couch aus sehe ich Jelena dabei zu, wie sie die Wäsche aufhängt, durch die geöffneten Fenster fällt Nachmittagslicht, sie hängt ihre Unterwäsche auf, ich will nicht wissen, wer sie ihr schon ausgezogen hat und wann, ein feiner Waschmittelgeruch liegt in der Luft, und ich frage mich, OB DAS JETZT LIEBE IST, wenn ich ihr ein Kleid aussuche, das sie zum Konzert anzieht, wenn ich ihr die Haare aus dem Nacken streiche und den Reißverschluss zuziehe, ihre Wohnung verlasse, bevor sie mir sagen kann, dass ich jetzt gehen muss, dass sie spät dran ist.

[...]

Da treibt eine riesige Plastikinsel im Pazifischen Ozean, erzählt mir Jelena, als wir uns das nächste Mal sehen, da treibt eine riesige Plastikinsel zwischen Hawaii und Kalifornien, und seit sie Fotos davon gesehen hat, denkt sie daran, dass sie sich dorthin zum Sterben zurückziehen will, dass sie sich zum Sterben auf eine Plastikinsel im Meer legen, sich selbst entsorgen wird, dann muss sie niemand beerdigen oder verbrennen, dann treibt sie mit dem Plastik im Meer und ist weg.

Wir stehen in der Küche, wir kochen gemeinsam, Jelena schneidet die Karotten, ich die Paprika. Wir schneiden im

gleichen Takt, ein scharfes Messer in ihrer rechten Hand, ein scharfes Messer in meiner rechten Hand. Und wenn wir jetzt beide gleich schnell zustechen, tut es vielleicht nicht weh.

Später dann im Hallenbad, wir beide im Chlorwasser, wir reden über MUSCLE MEMORY, *when a movement is repeated over time, a long-term muscle memory is created for that task, eventually allowing it to be performed without conscious effort*, ihr Körper und mein Körper und dazwischen die Chemikalien, *this process decreases the need for attention and creates maximum efficiency within the motor and memory system*. Ich tauche unter, ich halte die Luft an. Ich sehe Jelena nur verschwommen.

[...]

Ich sitze im Büro, ich leite Jelena ein paar Spam-Mails weiter, von denen ich mich besser verstanden fühle als von meinen Kolleginnen und Kollegen, kontrolliere meinen Kontostand, scrolle durch die Liste mit schwarzen und roten Ziffern. Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem, was ich fünf Tage die Woche mache, und den Zahlen auf meinem Konto, die nach oben gehen, nur um später wieder zu sinken. Ich denke an DEATH BY A THOUSAND CUTS, an die chinesische Foltermethode Lingchi, mein Mailprogramm zeigt mir eine neue Nachricht an: von Jelena, sie schreibt, früher haben wir uns auf die Pension gefreut, heute freuen wir uns aufs betreute Wohnen. Und dass sie im Supermarkt einen Mann gesehen hat, der wie Karl Marx ausgeschaut hat und ganz laut »zweite Kassa« gerufen hat. Seit Jelena mit ihrer Hospiz-Ausbildung

begonnen und sich für einen Poledance-Kurs angemeldet hat, glaube ich, dass ich sie irgendwann heiraten werde.

[...]

Am Wochenende fahren wir raus aus der Stadt, wir gehen wandern. Wir sind zeitig aufgestanden, haben in unsere leichtesten Rucksäcke eingepackt: Wasser, Jause, Sonnenschutz, haben langsam die Höhenmeter verschoben, eine dünne Schweißschicht auf Jelenas Haut, die der Wind abträgt, mit-schleift, ein paar Meter weiter den Hang hinunterschmeißt, bis wir das Gipfelkreuz zuerst sehen, dann erreichen, bis sie meine Hand nimmt und überlegt, ob sie ein Foto machen soll von uns mit den Bergen im Hintergrund und ihren von hier aus nicht erkennbaren Gipfelkreuzen, und ich sehe, dass sie sich dagegen entscheidet, weil es uns vielleicht nicht mehr gibt, wenn der erste Schnee an der Baumgrenze liegen bleibt.

Als wir auf dem Rückweg im Auto streiten, droht Jelena, mich beim nächsten Mistplatz abzugeben. Sie ist wütend, ich weiß nicht, wieso, warum schon wieder, ich weiß es nicht, aber ihre Wut kann man in Kilometern pro Stunde messen, an der Tatsache, dass sie seit Minuten die linke Fahrspur nicht mehr verlassen hat, daran, dass sie nichts mehr sagt, ich weiß nicht, wieso, warum schon wieder, und ich denke, wenn ich ihr jetzt ins Lenkrad greife, wenn ich uns in die Leitplanken oder in die andere Spur steuere, wenn wir jetzt hier tödlich verunglücken und circa gleichzeitig sterben, dass dann vielleicht Teile von ihrem Körper in meinen Körper hineinrutschen, bei der hohen

Geschwindigkeit ist es durchaus vorstellbar, dass man am Ende nicht mehr eindeutig wird feststellen können, wo sie aufhört und ich anfangs, dass man uns vielleicht erst aufwändig auseinander wird dividieren müssen, dass meine Vorstellung von Romantik vielleicht immer schon ein Autounfall war, will ich ihr sagen, sage ich ihr nicht.

Wenn Jelena von offenen Beziehungen redet, dann stelle ich mir ein Pflaster vor, das man nicht schnell genug herunterzieht. Dann will ich ihr erzählen, dass ich seit Jahren in einer On-Off-Beziehung mit einer Depression bin, dass sich meine Definition von Depression mit den letzten Worten des Mars-Rovers deckt: *My battery is low and it's getting dark*. Ich weiß, Jelena würde mich trösten, sie würde mir das 1000-Teile-Puzzle zeigen, das sie gebraucht auf einem Flohmarkt gekauft hat, dem vielleicht ein paar Teile fehlen, aber Jelena hat nicht nachgezählt.

[...]

Jelena und ich im Museum, wir stehen vor einem Regal, in dem eine Berliner Künstlerin dutzende Elektrowerkzeuge hinter einer Plexiglasscheibe installiert hat: Kreissägen, Bohrer und Schleifmaschinen. Sie sind mit Zeitschaltuhren ausgestattet. In unregelmäßigen Intervallen erwachen die Maschinen zum Leben, dann bewegen sie sich, jede in ihrem eigenen Rhythmus. Zwei der Werkzeuge sind kaputtgegangen, man hat sie vom Strom genommen. Rundherum vibrieren und lärmen die anderen Geräte, aber die beiden liegen still und leblos hinter



der dicken Scheibe. Jelena nimmt meine Hand und sagt: Schau, *this could be us but*.

Stell dir vor, sagt Jelena, die Erde wird hin, doch schneller, als alle vermutet haben, sagen wir in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren, und sie suchen Menschen für die erste Generation auf dem Mars, dann lassen sie uns fix zurück, sagt sie, aus genetischen Gründen, aber auch weil wir keinen einzigen der psychologischen Tests bestehen würden. Wir müssen hierbleiben und dürfen dabei zuschauen, wie alles hin wird. Restl-Trinken, Restl-Ficken bis zum Weltuntergang, eine Restl-Existenz, sagt Jelena, und ich merke, dass ihr die Vorstellung gefällt.

Ob ich ein Lieblingstier habe, will Jelena wissen, als wir das Museum verlassen. Ihre Lieblingstiere jedenfalls sind Walrosse, sagt sie, mit Walrossen kann sie sich identifizieren, die können nämlich das Geräusch von zerbrechendem Eis nicht von Gewehrschüssen unterscheiden, sie liegen ganz ruhig da und merken nicht, dass rundherum die anderen Tiere langsam, eines nach dem anderen, erschossen werden, sie merken nicht, dass sie in Lebensgefahr sind, bis sie selbst von einer Kugel getroffen werden. Außerdem, denke ich, und betrachte im Vorbeigehen Jelenas Reflexion in einem Schaufenster, kann man Walrosse ganz leicht mit Meerjungfrauen verwechseln.

[...]

Wir haben einen Tisch reserviert. Jelena sagt, wir könnten uns zu Halloween als für die Kameras nachgestellte Mondlandung

verkleiden, als Terraforming-Projekt, als zwei Flutberge, ich könnte mich als Weltraummüll in ihrer Umlaufbahn, als Absturzstelle oder Einschlagkrater verkleiden, sie als mein Houston, als die Stunden mit eingeschränktem Funkverkehr, als totale Sonnenfinsternis. Wenn ich will, sagt Jelena, können wir uns auch als zwei Menschen verkleiden, die sich gefunden haben und behalten werden.

Beim dritten Glas Wein erzählt sie mir von ihrer Lieblingsserie als Kind, von Ferdy, der Ameise. Gleich in der ersten Folge wird Ferdy in einem Boot von seinen Freundinnen und Freunden weggespült, und es dauert viele Episoden lang, bis er wieder zuhause ankommt. Und sie weiß nicht warum, aber jetzt gerade fällt ihr wieder ein, dass sie als Kind das Wort »Heizkörper« lange Zeit wie »Herzkörper« ausgesprochen hat.

Im Gegenzug erzähle ich ihr von meinem ersten eigenen Fernseher, dass jeden Mittwoch *Akte X* gelaufen ist, dass ich keine Folge verpasst habe und sehr verliebt war in Agent Scully, dass ich seit damals auf zwei Dinge stehe: knielange Röcke und, sie soll das bitte nicht falsch verstehen, nicht persönlich nehmen: unheimliche Fälle.

Vielleicht, sagt Jelena, und wir bestellen noch eine Runde Schnaps, vielleicht nimmt sie mich irgendwann mit, dann zeigt sie mir Karlovac und das kleine Grundstück mit den Apfelbäumen, das ihre Mutter letztes Jahr gekauft hat, dann zeigt sie mir die zerschossenen Häuser, dann verbringen wir ein

paar Tage am Meer, bis unsere Haut nach Salz schmeckt und bröckelt, zu Schutt wird in der Sonne.

[...]

An manchen Tagen vergleiche ich Jelena mit der Sandkiste, in der ich die paar Wochen nach Tschernobyl nicht spielen durfte. Und ich glaube, langsam verstehe ich ihre Theorie, dass man sich zu ähnlich beschädigten Menschen hingezogen fühlt, dass man in der Bar, im Club nicht nach attraktiven Menschen, sondern in erster Linie nach Menschen mit Kratzern, Sprüngen und Rissen sucht, nach Menschen, deren Beschädigungsgrad ungefähr dem eigenen entspricht.

Und ich weiß, seit Jelena im Wikipedia-Eintrag zu »Streichelzoo« gelesen hat, dass dort ausschließlich Tiere gehalten werden, die robust und ruhig genug sind, um gestreichelt und gefüttert zu werden, die den Kontakt zu Menschen suchen oder ihn zumindest nicht scheuen, wenig aggressives Verhalten zeigen und in der Regel keine schweren Verletzungen zufügen können, ist sie fest davon überzeugt, dass das das ideale Beziehungsmodell für uns ist.

[...]

Wenn ich Jelena treffe, trinkt sie entweder keinen Schluck Alkohol oder so viel, dass sie kaum noch sprechen kann, dann rutschen ihr kroatische Wörter in die deutschen Sätze hinein. Ihr Lieblingsspiel, erzählt sie mir, dieses Mal ganz nüchtern,

war lange Zeit HUNGRY HUNGRY HIPPOS, sie selbst hat es zwar nie besessen, aber die Nachbarskinder, bei denen sie oft den ganzen Nachmittag verbracht hat. Endlich ein Spiel, sagt sie, das gleichzeitig Essstörungen und Dating mit über dreißig realistisch darstellt. Ich denke an das Lieblingsspielzeug meiner Kindheit, den Piraten im Fass, den man so lange mit Messern penetriert, bis er von einem lauten Schnappgeräusch begleitet aus seinem Fass springt. Und mir fällt ein, dass ich den Wecker stellen muss, dass morgen Montag ist.

Jelena zieht sich aus, sie will noch duschen. Ich setze mich auf den Klodeckel und sehe dem Wasser dabei zu, wie es von Jelenas Haut abprallt, wegspringt. Ihr Rücken: eine Mondlandschaft. Nicht alle Kratzer, nicht alle Krater sind von mir. Ich glaube, sie hat schon wieder abgenommen.

[...]

Mir ist ein Stück meines Backenzahns rausgebrochen. Ich vermute, Jelena hat es verschluckt. Ich war noch immer nicht beim Zahnarzt, kann mich nicht erinnern, wann genau ich zum Angspatienten geworden bin.

Wir bestellen Pizza, wir drehen den Fernseher auf: Ein Magier zersägt seine Assistentin in zwei Hälften, Jelena verdreht die Augen, wechselt den Sender. Später sitzen wir auf ihrem kleinen Balkon, blicken hinauf in den Nachthimmel, ich bin mir nie sicher, ob der Mond von heute der Mond von gestern ist, der Mond von morgen sein wird, bin mir nie sicher, ob er voll

ist oder halb, es ist vielleicht auch eine Frage der Perspektive, sagt Jelena und nimmt meine Hand, und ich weiß nicht: habe ich sie jetzt ganz oder halb, aber es ist vielleicht nur eine Frage der Perspektive, denke ich und drücke fester zu.

Seit ich Jelena kenne, arbeite ich an einem Zaubertrick, will einen Mond (welchen genau, weiß ich noch nicht, aber ich weiß, Jelena ist nicht wählerisch, wenn es um Monde geht) hinter ihrem Ohr hervorzaubern, als wäre er schon immer dort gewesen: als seltsam vertrauter Fremdkörper in ihrer Umlaufbahn.

Wir trinken aus, legen uns ins Bett. Ich versuche nicht darüber nachzudenken, wie oft Jelena ihre Bettwäsche wechselt, schiebe meine Hand unter ihr T-Shirt und suche nach einer geeigneten Landestelle.

[...]

Ich habe aufgehört, Jelena zu fotografieren. Weil jedes Foto, das ich von ihr mache, jedes Foto von ihr am Strand, an der Bar, in den Weinbergen, irgendwann auf Tinder landet, wo sie dann darauf wartet, dass ich mich auch anmelde, dass ich ihr Profil finde und meine Fotos, sie am Strand, an der Bar, in den Weinbergen, dass ich ihr schreibe, um sie kämpfe, sie zurückerobere, und eigentlich müsste ich ihr einfach nur gestehen, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie gekämpft und nichts und niemanden erobert habe, dass meine antikapitalistische Einstellung mir jegliche Besitzansprüche verbietet, auch auf emotionaler Ebene. Ich müsste ihr nur gestehen, dass ich auch

ohne Dating-App weiß, wie viele Kilometer zwischen uns liegen. Im Zweifelsfall runde ich einfach auf.

Jelena sagt, die Menschen finden einen anderen Menschen und es passt halbwegs, sie denken sich: CLOSE ENOUGH und heiraten, dann bauen sie oder erben ein Haus, nicht ganz dort, wo sie leben wollten, aber CLOSE ENOUGH, und bekommen Kinder, auch nicht wirklich das, was sie sich vorgestellt haben, so ein Leben zu dritt und dann zu viert, aber CLOSE ENOUGH, und irgendwann sterben sie, und zum Begräbnis kommen fast alle Menschen, denen sie wichtig waren. Ich höre ihr zu, ich bin mir sicher: Da ist nichts in Jelena, das mich braucht, nichts, das vorhat mich zu behalten.

Am Donaukanal hat jemand LEAVE THE WALLS ALONE quer über das andere Graffiti gesprayed, ich drücke Jelena gegen die bunte Farbe des Schriftzugs, meine linke Hand in ihrer Hose, meine rechte Hand an ihrem Hals, ich weiß: Sie wartet auf ein Zudrücken, auf ein paar Sekunden ohne Luftzufuhr, darauf, sich noch einmal zu verlieben in mich und meine Fingerabdrücke, OB DAS JETZT LIEBE IST, will ich schreien, mit der Zunge in Jelenas Mund.

[...]

Ein paar Wochen später sitze ich in einer Bar, ich bestelle ein Bier und ein zweites, ein drittes, mein Blick fällt auf das Notausgangsschild, ich könnte nicht sagen, wann ich das letzte Mal die Escapetaste auf meiner Tastatur betätigt habe, ich frage mich, ob sie überhaupt noch eine Funktion erfüllt, kann mir vorstellen,

dass man diese über die Jahre auf andere Tasten und Tastenkombinationen verteilt hat, dass es vielleicht noch niemandem aufgefallen ist, dass die Escapetaste keinen Zweck mehr erfüllt, nur mehr als Platzhalter dient. Vielleicht gibt es irgendwo ein Museum mit aus Tastaturen rausgebrochenen Escapetasten.

Ich zahle meine Getränke, ich erinnere mich: Jelena und ich (wir haben uns vielleicht ein halbes Jahr gekannt) in genau dieser Bar, und sie hat mich das erste Mal mit zu sich nachhause genommen, hat mir die wenigen Kinderfotos gezeigt, die die Eltern von ihr gemacht haben (die anderen Personen darauf zum Teil verschwunden, verloren gegangen, das Davor und das Danach nicht mehr eindeutig rekonstruierbar), und wir haben einen alten Schulatlas gesucht, und Jelena ist mit ihrem Finger die Kilometer nachgefahren, von Wien bis zu ihrem Heimatdorf, eine ganz kurze Strecke nur, so ist es mir vorgekommen, und ihr Finger ist mühelos über die mit dicken schwarzen Strichen markierten Grenzen gerutscht. Am schlimmsten, hat sie gesagt, ist das Weggehen, das man nicht bemerkt. Die Orte, an die man nicht zurückkehren kann, weil es die Menschen nicht mehr gibt.

Es ist spät geworden, ich rufe sie an, auf meinem Display steht »calling home«, frage sie, ob sie schon geschlafen hat, ob ich noch zu ihr kommen kann. Fahre mit dem Lift in den fünften Stock und lege mich zu ihr ins Bett. Sie fragt, was ich schon wieder hier mache. Als ich ihr erklären will, wo ich die letzten Wochen gewesen bin, dreht sie das Licht ab.

Sobald ich eingeschlafen bin, erzählt mir Jelena vom Krieg.

Die Arbeit an diesem Buch wurde durch das Hans-Weigel-Literaturstipendium  
des Landes Niederösterreich und das Wiener Literaturstipendium gefördert.

[www.kremayr-scheriau.at](http://www.kremayr-scheriau.at)

ISBN 978-3-218-01230-0

Copyright © 2020 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung eines Bierdeckels von Martin Peichl

und eines Fotos von [shutterstock.com/Mr Doomits](https://www.shutterstock.com/MrDoomits)

Lektorat: Senta Wagner

Satz und typografische Gestaltung: Ekke Wolf, [www.typic.at](http://www.typic.at)

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Czech Republic

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung

durch die Kulturabteilung der Stadt Wien

und das Land Niederösterreich.



**KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH**

